

„Romam magnam reficite!“? - „Make Rome great again!“? [Henneböhl]

Henneböhl, Rudolf (2025). „Romam magnam reficite!“? – Vom Wesen der Sprache und von der Bedeutung des Lateinischen in Antike und Gegenwart. Ars docendi, 24, settembre 2025.

Der folgende, leicht überarbeitete Beitrag wurde ursprünglich als öffentlicher Abendvortrag an einer Lateinschule gehalten.

Stellen Sie sich einmal vor, sie würden jetzt in den Schlaf fallen – nicht wie Dornröschen in ein regungsloses Koma, eine Art Sedierung, sondern in einen erholsamen Tiefschlaf in nächtlichem Dunkel. ... Sie dürfen ruhig für einen Moment die Augen zumachen, um es sich besser vorzustellen. Ihr Gehirn wechselt nun seinen Zustand, messbar an den Frequenzen der Gehirnwellen, und verändert seine Dynamik. Es schaltet sozusagen um, legt das denkende Großhirn still und öffnet sich den tieferen Seelenschichten. Bilder steigen aus dem Brunnen der Seele auf und überlagern ihre Wahrnehmung. ... Sie träumen. ... Nun denken sie nicht mehr in Sprache, erfassen die Wirklichkeit nicht mehr in Worten, sondern lassen sich von den Bilderfluten, die wir Träume nennen, dahintreiben ... Der Traum *zählt* und rechnet nicht, er kennt keine Zeit, keine logischen oder moralischen Beschränkungen, er *erzählt*, indem er die mehr oder weniger zufällig aufkommenden Bilder zu Vorgängen und simulierten Erlebnissen verdichtet. Stellen wir uns nun umgekehrt vor, wie wir aufwachen, unser Gehirn sozusagen zurückschaltet auf eine andere Wellenlänge, die des Wachbewusstseins... Sie können die Augen nun gerne wieder öffnen... Was passiert beim Erwachen? Zwar können wir uns den Traum noch in Erinnerung rufen und ihn in unsere Vorstellung „wieder holen“ – eben: „wiederholen“ –, doch verblassen die nachhallenden Bilder allzu schnell. Noch während wir versuchen, sie in Sprache umzuwandeln, sie vielleicht sogar aufzuschreiben, verschwimmen diese in einem Nebel des Vergessens. Der Traum entgleitet dem Wachbewusstsein.

Worauf ich zunächst hinauswill, ist der Unterschied zwischen Sprache und Bild. Beides sind zwei völlig unterschiedliche Welten; die eine ist akustischer, die andere optischer Natur. Wie ließen sie sich je miteinander verbinden? Dies geschieht tatsächlich: Evolutionär in den Gehirnen von Lebewesen, technisch in modernen Geräten wie TV oder Smartphone. Eben diese Verbindung von Sprache und Bildvorstellung hat weitreichende Konsequenzen für unser Dasein und für die Art, wie wir die Welt und uns selbst darin erleben.

Die geistig-seelische Welt der Sprache

Das Tier ist, wie Nietzsche es metaphorisch formuliert, „eng angebunden an den Pflock des Augenblicks“ (Vorrede zur 2. Unzeitgemäßen Betrachtung), der Mensch dagegen ist frei und verfügt geistig über die Zeit, den Raum, sein Leben – all dies mit Hilfe des Denkens und Sprechens; beides haben die Griechen in eins gesehen und als „Logos“ bezeichnet. Durch eben diesen *logos*

erfassen wir nicht nur die *Außenwelt*, sondern auch die eigene *Innenwelt*: unsere Ahnungen, Stimmungen, Gefühle, Träume, Gedanken ... Nur durch Sprache also werden wir uns der Welt außerhalb von uns und auch der im eigenen Inneren bewusst! Darin liegt zugleich die menschliche Freiheit begründet: Weil wir Menschen sowohl die innere *Bildsprache* des Traumes als auch die innere *Vorstellungssprache* der Wörter und Begriffe in uns tragen, sind wir nicht auf die Sinneseindrücke allein angewiesen und können uns jederzeit von dem momentanen Eindruck der sinnlich erfassbaren Welt lösen. Wir können die Außenwelt nicht nur sehen, sondern auch geistig „er-fassen“ und „be-greifen“, eben: sie in „Be-griffe“ umwandeln und sie uns jederzeit erneut „vor-stellen“. Wir können uns „er-innernd“ in die Vergangenheit eintauchen und „vor-stellend“ in die Zukunft vorausgreifen. Wir können unser Handeln auf diese Weise vom unmittelbaren Reflex und vom vorgeprägten Instinkt lösen.

Das Sprechen als ganzheitlicher Vorgang

Die meisten Menschen werden denken, dass Sprechen ein separater Vorgang ist – so wie ich entweder die Hand hebe oder die Stirn runzele – und dass es ein willentlicher Vorgang ist. Doch woher wissen wir überhaupt, was wir sagen wollen? Nur wer einen Vortrag hält oder einen Text verfasst, hat die Zeit, darüber nachzudenken.

Tatsächlich ist das Sprechen kein separater Vorgang neben anderen, sondern ein komplexes Geschehen, das alle Gehirnfunktionen mit umfasst und das mit unserem Wesen verbunden ist, unserem Selbst.

Schauen Sie sich dazu einmal den folgenden Dialog an:

A.: „Trinken Sie gerne Kaffee?“

B.: „Ha ja, das kommt gleich auf ... ähm ...“

A.: „Mögen Sie Kaffee? Oder eher Tee?“

B.: „Ja, nee, da mit dem – äh – Trimmer, ähm, das war wie immer so mit dem Frotter, wissen Sie?“

Nehmen Sie ein zweites Beispiel dazu:

A.: Waren Sie heute auf dem Markt einkaufen?

B.: Ja ... Markt ... früh ... Oscht ... Ban ... äh ... Banane ... und ... Tom ... schwer ... Tasche ... tragen ... dann ... Bus ... heim ... äh ... Frau ... kochen ... Schuppen ... gut ...

Haben Sie verstanden, was „Oscht <kaufen>“ bedeuten soll? ... und „Schuppen <kochen>“? ... „Obst kaufen“ und „Suppe kochen“? ... Sie merken, welche Schwierigkeiten der Antwortende jeweils hat, die einzelnen Wörter richtig zu formen und überhaupt einen Satz strukturell aufzubauen.

So sprechen Menschen, die ihre Sprachfähigkeit verloren haben: im ersten Beispiel (sog. Wernicke-Aphasie) die Wortbildung (griech. Morphologie) bzw. das Sprachverständnis, im zweiten Beispiel (sog. Broca-Aphasie) vor allem die Satzbildung (griech. Syntax) bzw. die Sprachproduktion. Interessant ist beim zweiten Beispiel, dass wir trotz der Störungen der Morphologie und der Syntax den Sinn der Aussage (ihre Semantik) noch nachvollziehen können. Seit Beginn des 19. Jhs. haben die Psychologen solche Sprachstörungen (gr. A-phasien) mit Gehirnarealen und deren Schädigungen verbunden. So entdeckte man zwei Sprachzentren, das Broca-Areal, das für die

Sprachbildung zuständig ist, und das Wernicke-Areal, das das Sprachverständnis ermöglicht. Beide liegen in der Regel in der linken, sprachdominanten Gehirnhälfte, beide sind etwa so groß wie eine Walnuss. Es gibt also nicht ein Sprachzentrum (so wie ein Seh- oder Riechzentrum), sondern die verschiedenen Aspekte der Sprache – Wortbildung, Satzbau, Verstehen und Vorstellen – sind auf verschiedene Gehirnareale verteilt.

Das Geheimnis der Sprache, dem die Neuroanatomie, die Neurophysik, die Neurolinguistik heute vor allem mit bildgebenden Verfahren nachspüren, lässt immer deutlicher erkennen, wie komplex das Phänomen Sprache ist und wie vielfältig ihre Verbindung mit verschiedenen Gehirnarealen.

Dazu nur einige Beispiele:

1. Bild und Begriff: Wenn jemand z. B. das Wort „Aprikose“ sagt ..., so holt unser inneres „Vorstellungs“-Vermögen aus dem Arsenal der gespeicherten Bilder den passenden „Eindruck“ hervor und verknüpft ihn mit dem Wort. Das Wort ruft quasi automatisch eine innere Bildvorstellung hervor. Es „re-präsentiert“ sie, holt sie dem lat. Begriff nach in die „Gegenwart“, das „prae-sens“, das uns „Vor-liegende“ (bzw. „Vor-uns-Liegende“), zurück

Der Prozess funktioniert aber auch umgekehrt: Wenn jemand ihnen die Frucht nur zeigt, so sind sie in der Lage, deren Namen zu nennen, also dem Bild das passende Wort zuzuordnen. Da die Worte mit bildhaften Vorstellungen assoziiert sind, sprechen wir im Deutschen sehr passend von „Bezeichnungen“ (lat. *signa*) – im Gegensatz zur „Benennung“, der Verleihung eines Eigennamens (lat. *nomen*). Das ist der Unterschied zwischen der Bezeichnung „Hund“ als Kategorie (Menge aller hundeähnlichen Wesen) und der Namensbezeichnung eines bestimmten Hundes, wie „Bello“, „Wuffi“ oder „Pluto“.

2. Das abstrakte logische Denken, das mit der Entwicklung des „Neo-kortex“ (von lat. *cortex*, Rinde), der „neuen“ und vorläufig letzten Auffaltung des Gehirns zusammenhängt, hat der Sprache aber auch die Möglichkeit der Abstrahierung verliehen – eben des „Abziehens“ (lat. *abs-trahere*) und „Ab-sehens“ von jeder konkreten Vorstellung. So sind wir in der Lage, nicht nur die Bezeichnung „Mensch“ und den Plural „Menschen“ (beides auch als Gattungsbegriff) zu bilden, sondern auch das Wort „Mensch-heit“. Und ebenso „Gerechtig-keit“, „Frei-heit“ etc. Noch abstrakter sind rein logische Sprachoperationen wie „Un-endlich-keit“ (= nicht Endlich-keit), „das All“ (alles Seiende) oder das Nichts (das Nicht-Ich).

- Sprechen und Hören:

Sprechen Sie bitte innerlich für sich folgenden Satz einmal nach: „Ich freue mich, dass ich jetzt hier bin!“ ... Sie merken, wie Sie unwillkürlich den Satz nicht nur lesen, sondern auch „aus-sprechen“ ... und somit hören wollen! Und es ist tatsächlich so, dass sie den Code der Sprache (die Buchstaben als reine Lautsymbole) gar nicht „entziffern“ können, ohne dass Sie sie – zumindest innerlich – vorsprechen und auf diese Weise „lesen“ (in der Grundbedeutung des Sammelns). Sie fügen sie nach und nach zu Worten zusammen, so wie meine Nichte, als sie gerade lesen lernte, den folgenden Buchtitel „entzifferte“: „K-ā-r-l-s-s-ō-n v-ō-m D-ā-c-h“. Die Wörter und die Aussage standen ihr so lange nicht vor Augen, wie sie sie nicht zu einem Ganzen zusammengesetzt hatte. Die Wörter waren für sie noch nicht zu Worten bzw. zu Begriffen geworden. Geübte Leser erfassen aus Erfahrung (und durch eine Art Musterabgleich) das Wort in seinem ganzen Schriftbild, selbst wenn die innen liegenden Buchstaben verdreht sind („Deis ist kein Haxetemer!“).

Wir sehen: Lesen, egal ob laut oder leise, ist eng mit dem Sprechen und Hören verbunden. Dieser Zusammen hang zeigt sich auch dann, wenn wir „Selbstgespräche“ führen – wiederum still, rein innerlich, oder laut, nach außen hin. Bei Kindern, die häufig nicht nur mit sich selbst, sondern auch zu sich selbst sprechen oder reden, ist dieser Impuls, Gedanken oder Gelesenes auszusprechen, es „hörbar“ zu machen, noch viel stärker ausgeprägt. Wir Erwachsenen haben nur gelernt, diesen Impuls nach innen hin zu unterdrücken.

Die Römer haben übrigens in der Regel laut gelesen, so dass Augustinus sich noch im 4. Jh. n. Chr. über den Bischof Ambrosius wundert, der still zu lesen pflegte. Augustinus hielt das für eine Art von Meditationsübung.

- Exkurs:

Aus dem Zusammenhang von Sprechen und Hören ergibt sich auch die Musikalität der Sprache: Sie ist Klang, Lied, Gesang, zumindest in ihrer lyrischen Form. Sie lebt von der klanglichen „Vertonung“ (lat. „In-tonation“) und der „Be-tonung“ („Akzentuierung“, von lat. *ad-canere*, dazu singen). Das Wort „Ton“ (von griech. *tonos*; lat. *sonus* oder *tonus*, Schall, Klang) bezeichnet ursprünglich die Spannung, etwa bei der Saite einer Lyra. Wir kennen es auch als Muskel-„Tonus“. Apropos (~ *ad propositum*): Der „Muskel“ wiederum ist eigentlich das „Mäuschen“ (lat. *mūsculum*) – eine Verkleinerungsform zu *mūs* (Maus) – und bezeichnet das huschende Bewegungsspiel der Muskelstränge unter der Haut. ... Manchmal ist es doch recht witzig, wie die Sprache zu ihren Wörtern kommt. In der Regel aber sucht sie, wie wir am Wort „Muskel“ sehen können, nach etwas „Anschaulichem“, eben einer bildhaften Vorstellung. Solch bildhafte Metaphorik durchzieht geradezu die Sprache und ist eines ihrer Grundprinzipien. Dazu gehören Wörter wie der „Be-griff“ (eine Art des Greifens), die „Vor-stellung“, die „Stunde“ (der feststehende Zeitpunkt), der „Be-stand“ ... und selbst die „Ab-straktion“ (~ das Abziehen und Wegziehen des Bildhaften).

3. Sprache und Emotionen:

Stellen sie sich jemanden vor, den sie mögen, und stellen sie sich vor, dass sie ihm gegenüberstehen. Sagen sie nun zu ihm: „Ich mag dich!“ ... Sie werden sich den Satz vermutlich automatisch (d. h. instinktiv) leise vorgesagt haben (s. o.), um ihn wirklich hören und vernehmen zu können, und sie werden bei dem Versuch gemerkt haben, dass es so gut wie unmöglich ist, dies empfindungslos zu tun. Ihr Mund wird sich zu einem leichten Lächeln verzogen haben und ihre Augen werden, zumindest ein bisschen, gestrahlt haben. Sie werden also mehr mit der ursprünglichen „Körpersprache“ als mit stiller „Lautsprache“ gesprochen haben. Wenn Sie diesen Satz als reinen Satz (nur in seiner Aussage), aber ohne jegliche Betonung und Emotion wirklich zu jemandem sagen, so wäre diese oder dieser vermutlich eher beleidigt – oder zumindest verstört. Übrigens könnten wir hier eigentlich auch auf die Laut- und Begriffssprache verzichten, denn das Lächeln würde an sich schon reichen, um die Botschaft zu übermitteln.

4. Sprache und Motorik:

Dass nicht nur „Emotionen“ (wörtlich: Das, was uns von innen „heraus bewegt“, lat. *e-movere*), sondern auch Körpersprache – Haltung, Gestik und Mimik – mit der Lautsprache verbunden sind (kurzum: Motorik), das lässt sich sehr gut im Stadtverkehr beobachten, wo die Gattung des „Wutbürgers“ (lat. *homo furensis*) sich vornehmlich aufzuhalten pflegt.

Das „furensis“ ist hier scherzhaft von lat. *furor*: Wut, Raserei, Verrücktheit abgeleitet. Ich weiß, normalerweise verhalten Sie sich nicht so, aber gleich dürfen Sie einmal fluchen – so laut sie wollen und mit voller Überzeugung. Sprechen oder schreien Sie einfach: „Verdammt!“ ... Unwillkürlich werden Sie beim Aussprechen ihren Bauch angespannt haben, ihr Gesicht verzogen haben und wohl auch ihre Arme und Hände bewegt haben. Am liebsten, das zeigt ihre Körpersprache, möchten Sie „im-pulsiv“ (aus innerem Antrieb) auf etwas (oder jemanden) draufhauen. Übrigens ist „verdammt!“ ein echter lateinischer Fluch: Es kommt von „damnatus“ (damnare), womit man jemandem wörtlich Schaden (lat. *damnum*) an den Hals wünscht.

Die vier Sprachwelten des Menschen

Es gibt sicherlich noch eine Menge weiterer Verflechtungen von Sprache und Gehirn, so die Fähigkeit zur Asso-ziation, der Verknüpfung (aus lat. *ad* + *sociare*). Es scheint aber so, dass der Mensch im Laufe seiner Entwicklung zumindest vier Sprachen entwickelt hat.

1. Die affektive Körpersprache (Motorik, Mimik und Gestik), die uns mit dem Tierreich verbindet.
2. Die bildhafte Traumsprache, die wir mit den höheren Säugetieren teilen.
3. Die emotionale Lautsprache, die wir mit den Vögeln und Säugetieren teilen, die jedoch keine begriffliche „Sprache“ ist, sondern eine Form der Lautäußerung, häufig als Signal fungierend. Allerdings kann nur der Mensch nicht nur Grunzen oder Knurren, „Heh!“ oder „Hey!“ rufen, sondern auch „Achtung“ oder „Hilfe“.
4. Die teils konkretisierende, teils metaphorisierende Begriffssprache (Worte und Sätze, die sich zu Aussagen und Texten verdichten), die nur uns Menschen wesenseigen ist.

Beim Menschen – und nur bei ihm – kommt schließlich die Logik hinzu: rein abstrakte Denk-, Aussage- und Rechenoperationen unseres sog. „Großhirns“ (lat. „Neo-kortex“). Übrigens: Nur analog sprechen wir von der sog. „Computer-Sprache“, die eigentlich ein Zeichensystem (Code) ist.

Das Interessante dabei ist, dass die Begriffs- und Lautsprache mit den ihr vorausliegenden Sprachformen immer verbunden bleibt; und nur deshalb sind die Sprache und die aus ihr entstehende Literatur so reichhaltig und ausdrucksstark. Ohne diese atavistischen, affektiven, emotionalen und ostentativen Anteile bliebe unsere Sprache roboterhaft und gefühllos, verlöre neben der Betonung ihren Ausdruck und ihre Musikalität. „Ostentativ“ (von *ostendere*, eigentlich *ad os tendere*, zum Gesicht hinhalten oder strecken, bezeichnet die konkrete Form der „Anschauung“, des sich (oder einem anderen) durch Augenschein begreifbar Machens.

Sprache als Zugang zur Welt

Vielleicht fragen sie sich bereits, warum ich ihnen all dies erzähle, so spannend es auch sein mag. Es geht mir zunächst um die Bedeutung von Sprache überhaupt, egal ob Deutsch, Latein oder irgendeine beliebige Fremdsprache. Ich will Ihnen aber gleich an konkreten Beispielen im Lateinischen zeigen, wie solche Zusammenhänge bestimmte Gattungen von Sprache und ebenso unser Aufnehmen und Verstehen von Sprache prägen. Halten wir zunächst fest: Ein rein abstraktes Sprechen (ohne Beteiligung weiterer Gehirnareale) gibt es praktisch nicht. Ich kann nicht so sprechen, wie ich separat, einzeln für sich, mal die eine Hand bewege, dann wieder die andere.

Sprache ist etwas Ganzheitliches; sie umfasst unsere gesamte Persönlichkeit. Sie ist deshalb nicht nur Instrument dessen, was wir Bewusstsein nennen – Sprache ist Bewusstsein.

So kann man mit Ludwig Wittgenstein (1881-1951) behaupten: „Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt.“ ... Und wir können ergänzen: ... meiner Persönlichkeit, meiner Wahrnehmung, meiner Wirklichkeit etc. Von daher gilt: Je mehr und je intensiver ein Mensch „Sprache“ lernt (systematisch am Beispiel des Lateinischen) und „Sprechen“ (aktiv durch weitere Fremdsprachen), umso mehr erhält er einen Zugang zu sich selbst und zur Welt.

Warum aber gerade Latein? ...

Zwar ermöglicht das Lateinische in der Regel keine mündliche Kommunikation und dient insofern keinem direkten Zweck, aber dafür vermittelt es alle anderen Aspekte von Sprache in fast idealer Weise. Es ermöglicht zudem eine historische und geistige Kommunikation wie kaum eine andere Sprache des Abendlandes. Sie fügt den Grenzen der heutigen Sprachen neue Erfahrungs-, Denk- und Deutungsräume hinzu und führt uns gleichzeitig zurück in die Anfänge unserer eigenen Welt, der geistigen Welt des Abendlandes. Wer dessen Sprache, Werte und Kultur begreifen will, wer das heutige Weltbild aus seiner „Ent-stehung“ heraus „ver-stehen“ will, der muss sich eigentlich mit den alten Sprachen und ihrer Literatur beschäftigen. Also, tauchen wir ein in die Wunderwelt der lateinischen Sprache und ihrer Literatur!

Lateinische Begriffe und das Geheimnis ihrer Herkunft

Um nicht wie römische Kinder erst mühsam als „abcedarii“ das ABC und als „syllabarii“ alle möglichen Einzelsilben lernen zu müssen, fangen wir gleich bei den fertigen Bausteinen der Sprache an: den Wörtern (verba). Woher stammen unserer Begriffe? Wie „be-greifen“ wir die Welt und die Vorgänge in ihr? Die sog. Romanischen Sprachen (vor allem: Italienisch, Spanisch, Französisch und Portugiesisch) verdanken ihren Wortbestand natürlich dem Lateinischen, aus dem heraus sie sich gebildet haben, als sie zu Nationalsprachen geworden sind. Aber auch der Wortschatz des Englischen leitet sich zu mehr als 50 % von lateinischen Begriffen ab. Wo ich im Titel schon scherzhaft auf Donald Trump angespielt habe, kann ich ihnen dies mit Begriffen aus verschiedenen Wortwolken deutlich machen, die im Internet zu Donald Trump kursieren.

Um die 80 % der darin verwendeten charakterisierenden Ausdrücke stammen ursprünglich aus dem Lateinischen, auch wenn sie dort teils eine andere Bedeutung gehabt hatten. Demnach ist Trump – und kann das Internet lügen? – *belli-gerant* (ein „Stören-fried“ und „Unruhe-Stifter“, wörtlich: jemand, der „Krieg hineinträgt“, *bellum gerere*), *call-ous* („dickhäutig“, lat. *call-osus*), *un-re-morse-ful* („gewissenlos“, eigentlich: ohne Gewissensbisse, von lat. *re-mordere*, nachträglich beißen), *in-sensitiv* (empfindungslos, lat. *in* + *sentire*), *hostile* (feindlich, lat. *hostilis*), *in-com-petent* (unfähig und ahnungslos, lat. *in* + *com-petere*), *ar-ro-gant* (anmaßend, lat. *ad-ro-gare*) und vieles mehr. Zum Stichwort „narciss-istic“ (narzisstisch) kommen wir später noch.

Ins Deutsche wiederum sind so viele Fremdwörter aus dem Griechischen und Lateinischen eingeflossen, dass auch unsere eigene, germanische Sprache zu etwa 25 % aus lateinischen Wörtern besteht. In einzelnen Bereichen wie Medizin oder Technik ist der Anteil weitaus höher. Indem wir über die Herkunft und die Grundbedeutung der Wörter und Begriffe nachdenken, ihre Etymologie (von griech. *etymos* und *logos*, wahre Bedeutung), erschließt sich uns erst der Ausdrucksgehalt der Sprache, ihr Reichtum an Vorstellungskraft und ihr bildhafter Erfahrungsschatz. Wer die sog. „Alten Sprachen“ (Latein und Griechisch) lernt, lernt nicht nur „Vokabeln“, sondern kann sich die

Bedeutung der Begriffe herleiten und lernt, diese umfassender und tiefer (von ihrer Wurzel her) zu verstehen. Ich greife im Folgenden einmal den Buchstaben „p“ aus der lateinischen Sprach-Kiste (lat. *cista*) heraus:

Puer und *puella*: Jeder Lateinschüler lernt am Anfang die Worte *puer* und *puella* kennen, Mädchen und Junge. Dass beides ähnlich klingt, hat seinen Grund. Denn das Suffix, die Anhangssilbe „-llus“ oder „-lla“ ist ein Diminutivum, eine Verkleinerungs- oder Verniedlichungsform. Ein Mädchen ist also nach ursprünglichem römischem Empfinden nur ein „kleiner Junge“. Das Wort lässt die mit ihm verbundene Wertung noch deutlich erkennen.

Wer sich nun – zu Recht – über die alten Römer „mokierte“ (von lat. *muccare*, die Nase bzw. den Rotz hochziehen), wird schnell auf den Boden der Tatsachen zurückgeführt. Denn das deutsche Wort „Mäd|chen“ (ebenfalls eine Verkleinerungsform) kommt von „Magd“ (weibliche Dienerin). Da waren die „alten Germanen“ also nicht sehr viel besser als die „alten Römer“.

Pupa und *pupilla*:

Schon die Römer kannten „Puppen“ als Spielzeug (*pupae*). Die „Pupille“, erneut eine Verkleinerungsform, also das „kleine Püppchen“, ist nach dem eigenen Spiegelbild benannt, das wir im Auge eines Gegenübers erblicken. ... Übrigens: Der so ähnlich klingende „Pups“ ist allerdings kein lateinisches Wort. Medizinisch spricht man bis heute vornehm von „Flatulenzen“ (von lat. *flare*: blasen, wehen).

Proll:

Anders sieht es mit dem „Proll“ oder „Proollo“ aus (Diesmal keine Verkleinerungsform, sondern die Kurzform zu Prolet, lat. *proles*). Dieser ist dem Ursprung nach nur ein „Sprössling“ oder Nachkomme – mit Horaz gesprochen: „profanum vulgus!“ – vulgäre Masse!

Dass wir der römischen Besatzung neben etlichen Lehnwörtern auch viele konkrete Errungenschaften zu verdanken haben, ist sicherlich bekannt. Dazu gehören unter anderem neben dem Wein (*vinum*) etliches Gemüse wie der Spargel (*asparagus*), der Rettich (lat. *radix*, Wurzel) ebenso wie das kleinere Radieschen (*radicula*), außerdem viele „Früchte“ (von lat. *fructus*). Im rheinländischen „Prumm“ [gesprochen: „Prümm“] ist die Herkunft der „Pflaume“ (lat. *prumum*) noch gut herauszuhören. Auch die Birne (*pirum*), die Kirsche (*cerasum*) und – als Neubildungen – die „Mira-belle“ (die Wunderhübsche) und – ach ja! – die „Aprik-ose“ (die Sonnenreife oder Sonnenfarbige) verdanken wir römischem Import. Das Suffix „-ösus“ bezeichnet immer die Fülle von etwas. Der Kuckuck (*cuculus*) und der Sittich (*psittacus*, gr. *psittakos*), die Kapuze (von lat. *caput*, Kopf), die Kappe (spätlat. *cappa*) und die Kutte (mlat. *cotta*) ... – es gibt so viele Wörter mit Migrationshintergrund, deren Herkunft zu erfahren sich lohnt.

Karl-Wilhelm Weeber erzählt in seinem Buch „Romdeutsch“ (2006), einem Spiegel-Bestseller, kenntnisreich vom lateinischen Erbe in der deutschen Sprache. Über 1300 solcher Wörter enthält das Verzeichnis. Die über tausend Fremdwörter (wie „Instrument“) und Lehnwörter (wie „Mauer“ aus lat. *murus*) haben unsere Sprache deutlich erweitert und bereichert, dazu auch weitere Eindeutschungen lateinischer Begriffe wie Ge-wissen (*con-scientia*), Mit-leid (*com-passio*), Be-sitz (*pos-sessio*), Unter-schrift (*sub-scriptio*), an-fangen (*in-cipere*) und an-kommen (*ad-venire*), entschuldigen (*ex-culpare*), Ein-fluss (*in-fluentia*), Ein-sicht (*in-spectio*) und An-sicht (*as-pectus*), Vor-sicht (*pro-videntia*) und Rücksicht (*re-spectus*). Übrigens gilt auch für Hausaufgaben der Werbeslogan: „Respekt, wer’s selber macht!“. Denn sonst ist das alles nur „Hokuspokus“, eine Verballhornung der Abendmahlsworte: „hoc est corpus meum“ („das ist mein Fleisch“) aus der für

das Volk unverständlichen missa Latina. Von der Milli-sekunde (der „kleinsten Folgenden“) bis zur Milliarde (den „Abertausenden“), vom Com-puter (von lat. *com-putare*, zusammenrechnen) bis zum Inter-net (eine lateinisch-englische Neuschöpfung) ...: Ohne Latein hätte es solchen „Fort-schritt“ (lat. *pro-gressus*) nicht gegeben!

Latein ist eben nicht, wie ich selbst als Schüler eines altsprachlichen Gymnasiums noch dachte, „die späte Rache der Römer an den Germanen“ (für die verlorene Varusschlacht, 9 n. Chr.) –, nein es ist ein kultureller Schatz, der uns an unsere Herkunft zu erinnern vermag.

Doch genug der Wörter, wenden wir uns nun den Sätzen zu.

Sentenzen – geprägte Sprache

Berühmt ist das Lateinische für seine vielen Sprüche und Sentenzen (ausgeprägte Merksätze), die man früher gerne zitierte, um seine klassische Bildung hervorzuheben. So elitär ist Latein heute nicht mehr. Mir selbst aber sind etliche Sentenzen Senecas, eines stoischen Philosophen des 1. Jhs. n. Chr., zu Lebensmaximen geworden, vor allem die folgende:

„Nihil est nec miserius nec stultius quam praetimere!“

„Nichts ist armseliger, nichts törichter, als sich vorab – man könnte auch sagen: zu früh! – zu fürchten!“

Was meint Seneca damit? Er begründet seine Aussage mit der Behauptung: „Plus enim dolet, quam necesse est, qui ante dolet, quam necesse est.“ – „Mehr als nötig leidet nämlich derjenige, der schon, bevor es nötig ist, leidet, ... sich Sorgen macht, ... sich verrückt macht.“

Stoische Lebensführung besteht in allererster Linie in der Gelassenheit, die Dinge so anzunehmen, wie sie sind und wie sie kommen. Diese Tugend nannten die Stoiker „A-taraxia“ (Unerschütterlichkeit) oder auch – mit einer schönen Metapher –: *tranquillitas animi*, Meeresstille der Seele (gr. *galene tes psyches*).

Über die lateinische Sprache vermitteln sich auf diese Weise auch Grundeinsichten der Philosophie, die heutige Schülerinnen und Schüler sonst kaum noch kennenlernen. Dabei greift die antike Philosophie noch ganz ursprünglich – und dadurch schülernah – grundlegende Lebensfragen auf. Sie ist auch noch weitgehend verbunden mit den Naturwissenschaften und der Religion und umfasst letztlich alle Fragen nach der Weite und der Tiefe des Daseins und des „Kosmos“. ... Stichwort „kosmos“ (gr. Ordnung): Die Sprache ist das geistige Mittel, die Welt nicht nur begrifflich zu erfassen, sondern sie auch zu ordnen und zu strukturieren, d. h. auch: sie zu verstehen.

Im philosophischen Denken und Sprechen verbinden sich die Sprachareale mit dem präfrontalen (vorn an der Stirn gelegenen) Kortex, dem das bewusste und reflektierende Denkvermögen zugeordnet wird – das, was die lateinische Sprache als *ratio* bezeichnet, die griechische als *logos*.

Wie stringent der Satzbau gerade im Lateinischen die Gedankenfolge repräsentiert, möchte ich Ihnen an einer argumentatio Senecas demonstrieren. Seneca befindet sich in Süditalien, in der Nähe von Neapel, und wandert einen Küstenweg entlang, der durch einen Tunnel unter einem hohen Bergmassiv verläuft.

Die beklemmende Atmosphäre im Schein der Fackeln führt zu einer grundlegenden Frage: Was würde eigentlich passieren, wenn der Tunnel in eben diesem Moment einstürzen würde?

Sie stutzen vielleicht und fragen sich, warum das eine philosophische Frage sein soll. Ist die Antwort nicht klar? Wir werden zermalmt und zerquetscht. Das ist auch Seneca bewusst, aber seine Frage richtet sich nicht darauf, was mit unserem Körper passieren würde, sondern mit unserer Seele: Wäre sie davon „betroffen“? Kann sie von Naturkräften wie Druck überhaupt „beeindruckt“ werden? Kann eine Seele komprimiert oder sogar zerquetscht werden? Die folgende Argumentationskette zitiere ich (lat. *citare*) in kolometrischer Einrückung:

Qui hoc dicunt, **videntur mihi errare.**
Quemadmodum flamma non potest **opprimi** –
nam circa id **diffugit**,
quo **urgetur** –,
quemadmodum aer
verbere atque ictu non **laeditur**,
ne **scinditur** quidem,
sed circa id, cui **cessit, refunditur**,
sic **animus**,
qui **ex tenuissimo** constat,
deprehendi non potest
nec **intra corpus effligi**,
sed beneficio **subtilitatis** suae
per ipsa, quibus **premitur**,
erumpit. ...
Sic **animo**,
qui adhuc **tenuior est igne**,
per omne corpus fuga est.
Itaque de illo **quaerendum est**,
an possit immortalis esse.

Diejenigen, die das behaupten, **scheinen mir zu irren.**
Wie eine Flamme nicht **niedergedrückt** werden kann –
denn sie **weicht** um das herum **aus**,
von dem sie **bedrängt wird** –,
wie die Luft
durch **Schlag oder Stoß** nicht **verletzt wird**,
nicht einmal **zerschnitten** wird,
sondern um das **herumfließt**, dem sie **ausweicht**,
so kann **die Seele**,
die **aus allerfeinster < Materie >** besteht,
nicht **gepackt werden**
und auch nicht *innerhalb des Körpers* **zerquetscht werden**,
sondern dank ihrer **Feinheit**
bricht sie durch das, womit man sie **zu fassen sucht**,
hindurch ...
So kann **die Seele**,
die ja noch **feiner ist als Feuer**,
durch alles Materielle hindurchgleiten.
Folglich stellt sich die Frage,
ob sie unsterblich sein kann.

Natürlich kann die Seele von einer äußeren Einwirkung nur dann betroffen sein, wenn sie selbst in irgendeiner Form aus Materie besteht. Und das tut sie nach der antiken Atomlehre tatsächlich. Nur sind die Seelenatome so fein und so klein, dass sie locker zwischen den groben Steinatomen hindurchflutschen. Seneca macht das anschaulich durch den Vergleich mit Feuer und Luft, den beiden feinsten der vier Grundelemente. Was wir hier vorliegen haben, ist ein strikt materialistisches Weltbild, das davon ausgeht, dass die Wirklichkeit nur aus zwei Voraussetzungen besteht: aus Atomen und aus leerem Raum, in dem diese sich bewegen können. Ein in sich stringentes – und wohl trotzdem falsches! – Weltbild. Denn Seneca wirft zwar die Frage nach der Unsterblichkeit auf (*immortalitas*), doch führt er den Gedanken nicht konsequent zu Ende. Wenn die Seele tatsächlich aus Atomen bestünde, dann müssten Gedanken und Gefühle so etwas wie molekulare Strukturen innerhalb der Seele sein. In dem Fall müssten Gedanken in sich diffundieren und sich verwirren, wenn die Moleküle, aus denen sie bestehen, auseinandergerissen würden. Und eine Seele wäre erst dann unsterblich, wenn sie sich in keiner Weise mehr bewegen und verändern würde, wenn sie – metaphorisch und materialistisch gedacht – komplett einfrieren oder sich wie ein Stein in sich verfestigen würde. Eigentlich wäre sie damit allerdings auch keine Seele mehr, deren Natur „flexibel“ ist (von lat. *flexi-bilis*, bieg-bar) und eher dem Quecksilber gleicht. Seneca stellt also die eigentliche Frage nicht, nämlich ob die Seele, wenn sie zwischen den Steinatomen diffundiert, als ganze noch zusammenbleibt oder ob sie sich in ihre einzelnen Atome wieder zerstreut. Das wäre dann auch der Tod der Seele in Form ihrer Auflösung.

Aber mir ging es mit diesem Beispiel ja um die Frage, inwiefern eine Sprache Gedankenfolge und Logik in besonderer Weise abbilden oder überhaupt zu Bewusstsein bringen kann. Deutlich ist die argumentative, dabei dialogisch gehaltene Struktur (*videtur mihi errare*). Deutlich wird auch, wie der Gedanke sich im Satzbau verfestigt und bildet.

Im Unterricht machen wir dies durch Analyse sprachlicher Strukturen immer wieder bewusst.

Im Deutschen wäre ein solcher Satz ursprünglich „undenkbar“ gewesen. Deshalb waren unsere germanischen Vorfahren – und die so vieler anderer Völker – erst dann in die Lage versetzt, ihre eigenen Gedanken ähnlich klar und stringent zu ordnen und zu „formulieren“, nachdem sie die lateinische Sprache und ihre Literatur „kennen gelernt“ hatten. Sie nutzten den klaren Aufbau und die komplexen Ausdrucksmöglichkeiten dieser neuen Sprache zu neuem Denken. Dies blieb überwiegend bis ins 19. Jh. so und Latein war die gemeinsame europäische Sprache der Wissenschaften, der Medizin, der „Jurisprudenz“ (~ kluge Rechtspflege) und der Theologie.

Die Fähigkeit, komplexe Sachverhalte zu erfassen, sie im Lesen nachzuvollziehen und selbst auch formulieren zu können, vermittelt sich im Erlernen des Lateinischen täglich; sie ist übrigens eine der wichtigsten Studienvoraussetzungen, egal für welches Fach. Gerade weil Latein als Schriftsprache aufgenommen und interpretiert wird, also immer gedanklich durchdrungen werden muss, steht uns diese Sprache wie ein Modell des Denkens und Sprechens vor Augen. Jeder heutige Schüler, der Latein lernt, übt sich von Anfang an darin, gedankliche Klarheit durch Beherrschung der Sprache zu erzielen. So kann, wer Latein gelernt hat, z. B. auch Kant lesen und verstehen – und viele der anderen deutschen Klassiker, die im Grunde genommen ein lateinisches Deutsch sprechen.

Schauen Sie selbst, ob Sie den folgenden kantischen Satz auf Anhieb verstehen. Es geht dabei um die Wirklichkeit des Raumes:

„Der Raum ist kein empirischer Begriff, der von äußeren Erfahrungen abgezogen worden. Denn damit gewisse Empfindungen auf etwas außer mir bezogen werden (d. i. auf etwas in einem anderen Orte des Raumes, als darin ich mich befinde), imgleichen damit ich sie als außer- und nebeneinander, mithin nicht bloß verschieden, sondern als in verschiedenen Orten vorstellen könne, dazu muss die Vorstellung des Raumes schon zugrunde liegen.“ (aus der „Kritik der reinen theoretischen Vernunft“)

Würde man die **aktive Sprechsprache** Englisch ebenso wie die **Modellsprache** Latein von Anfang an gemeinsam erwerben – wie es das Biberacher Modell vorsieht –, so böte dies die Chance, die verschiedenen Sprachzentren und das strukturelle Sprachverstehen viel besser miteinander zu vernetzen. Die schulische Bildung würde auf diese Weise die Synergie-Effekte, die sich aus dem ständigen Vergleich der Sprachen ergeben, viel besser nutzen als es momentan meistens der Fall ist. Dies betrifft vor allem die Spracherwerbsphase, die im Lateinunterricht von der Lektürephase deutlich getrennt ist. Im Lektüreunterricht verbinden wir dann die rein **sprachliche** Interpretation (Ausdruck und Begriffsgehalt, Satzbau und vieles mehr) mit der **inhaltlichen** Interpretation (auf historischer ebenso wie auf existenzieller Ebene). Dann erst entfaltet die lateinische Literatur ihre ganze Bildungskraft, indem sie uns zu ganz neuen Sichtweisen anregt und – im oben genannten Sinne (vgl. Wittgenstein) – zu einem erweiterten Selbst- und Weltbewusstsein verhilft.

Rhetorik, die gesprochene Sprache

In der Rhetorik geht es, ähnlich wie in der Philosophie, ebenfalls um die Mittel des **logischen Denkens**: um den geschickten Einsatz von Argumenten, um Strategie, Taktik und „Kalkül“

(ursprünglich der geschickte Einsatz seiner Spielsteine, *calculi*, auf dem Spielbrett). Viel wichtiger ist hier jedoch die affektive Beeinflussung der Hörer durch die Weckung von Emotionen.

Die Kunst der gesprochenen Sprache, eben die Rhetorik, galt in der Antike als höchste Sprachform, die ein langes Studium voraussetzte und viel Übung erforderte. In ihr entfaltet die Sprache ihre ganze Kraft und Pracht. Ein antiker Redner war immer auch ein guter Schauspieler, der alle Mittel der **Körpersprache** (Haltung, Gestik und Mimik), der **Inszenierung** und der **Intonierung** geschickt einzusetzen wusste. U. a. geht es dabei um den Ausdruck der Sprache mit den Mitteln der Stimme, die **Sprachmodulation**.

Ich will Ihnen dies nur kurz an einem berühmten Beispiel demonstrieren, dem Anfang von Ciceros berühmter 1. Rede gegen den Aufrührer Catilina, gehalten in seiner Funktion als amtierender Konsul am 7. November 63 v. Chr. vor dem Römischen Senat.

Nimmt man die ursprüngliche Aussprache des Lateinischen zur Zeit Ciceros (die dunkler gesprochenen Vokale, das rollende „r“, die harten Konsonanten ...), so vermittelt das Lateinische einen weitaus affektiveren Klang und Gehalt, als es die deutsche Übersetzung je wiedergeben könnte:

„*Quo usque tandem* abutere, *Catilina*, patientia *nostra*?

„*Bis wohin denn noch*, *Catilina*, willst du *unsere* Geduld missbrauchen?

Quam diu etiam *furor* iste *tuus nos* eludet?

Und *wie lange* soll *deine* „*Tollwut*“ *noch* ihr Spiel mit *uns* treiben?

Quem ad finem sese effrenata iactabit audacia?

Zu welchem Ziel wird dein entfesselter Hochmut sich denn *noch* aufschwingen?

Diese stakkatohaften rhetorischen Fragen gipfeln in einem ersten Wutausbruch, dem berühmten: „*O tempora, o mores!*“ (Was für Zeiten, was für Sitten!). Gerade hier tragen das dunkel-grollende „o“ und das grimmig-rollende „r“ viel zur affektiven Botschaft bei.

In der Phase der Interpretation arbeiten wir im Unterricht auf allen Ebenen heraus, wie Cicero die Sprache als Mittel, ja als „Waffe“ einsetzt – eine von ihm geprägte Metapher – mit dem Ziel, Catilina und seine Sympathisanten zu isolieren und einen „Schulterschluss aller gutgesinnten Kräfte“, einen „*concursus bonorum omnium*“, zu erreichen.

Cicero wählt bewusst solche Begriffe wie „*furor*“ (Wüten, Toben, Raserei) und „*machinari*“ (~ Machenschaften) [die Wörter Maschine, Macht und Magie sind damit verwandt, auch der griech. Mechanismus bzw. die Mechanik], um Catilina zu „dis-kreditieren“ (wörtlich: das Vertrauen seiner Anhänger auf ihn zu zerstören).

Schon dieser kleine Ausschnitt aus der „grandiosen“ Rede (von lat. *grandis*, großartig) ist voll von besonderen Ausdrücken und von Stilmitteln. Auffällig zu Beginn bereits das Trikolon, der dreifache Paukenschlag rhetorischer Fragen – *Quo usque? ... Quam diu? ... Quem ad finem? ...* –, die alle nur zum Ausdruck bringen: „Es ist genug!“ – „Es reicht!“ Cicero spricht übrigens von Catilinas Machenschaften metaphorisch als „*pestis*“, Pest und Verderben ...

Apropos „Verderben“: Das Schlimmste, was dem Lateinunterricht im Moment passiert, ist der Abbau der Lektürekurse in der Oberstufe an vielen Schulen. So, als hätte man mit dem Erwerb des Latinums bereits das Wesentliche erreicht und die Sprache selbst hätte nichts weiter zu bieten! Dabei ist es doch genau umgekehrt: Das Latinum eröffnet – dazu ist es ursprünglich gedacht – überhaupt erst den Zugang zur lateinischen Literatur. Und diese ist – wie Ciceros Rede – wirklich „grandios“! Sie ist das Eigentliche und Wesentliche, um die es beim Spracherwerb und bei einer „humanistischen Bildung“ geht.

Was mich selbst am meisten an der antiken Literatur fasziniert (von lat. *fascinare*, verzaubern), ist die Dichtung. Deshalb möchte ich Ihnen zum Abschluss noch zeigen, welche seelische Tiefe die lateinische Literatur anspricht und wie diese Tiefenschichten wiederum durch Interpretation erschlossen werden können. Verabschieden wir uns deshalb von den Querelen der Tagespolitik, von Kikero (so ursprünglich gesprochen) und seinem Kampf gegen Katilina, tauchen wir lieber ein in das Schattenreich bzw. das Traumland der Phantasie. Damit wenden wir uns zugleich der anfangs angedeuteten Beziehung zwischen Sprache und bildhafter, assoziativ gesteuerter Traumwelt zu.

Lateinische Poesie – Narcissus und Echo

Einer der bekanntesten Mythen aus Ovids Metamorphosen (Verwandlungssagen, ca. 0-8 n. Chr.) ist die von Narcissus und Echo. Narcissus ist ein junger Mann, der aufgrund seiner übermäßigen Schönheit – voller Stolz und Selbstbezogenheit, dem von Sigmund Freud nach ihm benannten „Narzissmus“ – unfähig ist, Liebe zu anderen zu empfinden. Er braucht und missbraucht die Bewunderung anderer nur zu seiner Selbstbestätigung. Echo, eine Bergnympe (Oreade), hatte durch eine Bestrafung Junos ihre Fähigkeit verloren, aktiv zu sprechen. Sie kann nur noch nachplappern, was ein anderer sagt. In ihr ist der Typ eines jungen Mädchens beschrieben, das aus Scheu und Selbstzweifel nicht wagt, eigene Gedanken zu äußern. Ja sie wähnt, nichts Eigenes äußern zu können.

Was würde geschehen, so Ovids geniale Erzählidee, wenn zwei solche Menschen – ein selbstverliebter „Narziss“ und eine von Selbstzweifeln geplagte „Echo“ – aufeinandertreffen? Und, noch schlimmer: wenn sich besagte Echo in Narcissus verliebt? Genau dies geschieht im Wald, wo Echo den jungen Mann erblickt, wie er in einer Jagdpause ziellos zwischen den Bäumen dahinschlendert. Sie folgt ihm unauffällig, immer in der Deckung des Waldes verharrend, und wartet auf eine passende Gelegenheit zur Kontaktaufnahme.

Ihn anzusprechen wagt sie nicht ... und kann es ja auch nicht. Verzweifelt hoffend wartet sie auf ein Wort von ihm, das sie aufgreifen kann. ... Und das kommt! ...

Als Narcissus nämlich ein Geräusch vernimmt, ruft er laut: „Equis adest?“ („Ist da jemand?“) und „Adest“ („...jemand“) antwortet Echo.

So entwickelt sich ein genial in Sprache gegossenes „Echo-Gespräch“ – bis hin zur Aufforderung des Narcissus: „Veni!“ – „Komm doch heraus!“, „Zeige dich mir!“ ... „Huc coeamus!“ – „Lass uns hier zusammenkommen!“ ... „Et ‚coeamus‘ rettulit Echo.“ - Und „zusammenkommen“ gab Echo zurück.

Vielleicht spüren Sie bereits, dass mit dem „Herauskommen“ (engl. dem Sich-„Outen“) und dem „Zusammen kommen“ (lat. *coire*) mehr gemeint ist als die bloße Bewegung zueinander hin.

Nun aber folgt einer der tragischsten Momente in der antiken Literatur. In dem Missverständnis, jemanden gefunden zu haben, der sie „versteh“, der ihrer Liebessehnsucht „entspricht“, verlässt Echo den Schutzraum des Waldes, Symbol ihrer „Intimität“, ihrer „innersten“ Gefühlswelt.

Wie trügerisch jedoch Sprache sein kann, wie zwei Menschen aus den Defiziten ihrer Persönlichkeit heraus – aufgrund ihrer ganz unterschiedlichen Ängste und Sehnsüchte – aneinander vorbeireden, das ist niemals eindringlicher geschildert worden als hier!

... nullique libentius umquam

responsura sono „Coeamus!“ rettulit Echo

et verbis favet ipsa suis egressaque silva

ibat, ut iniceret sperato brachia collo.

Keinem Laut hätte Echo jemals lieber geantwortet

und gab zurück: „Lass uns zusammenkommen!“

Im Vertrauen auf ihre eigenen Worte verließ sie <die Deckung des> Waldes

und eilte, sich mit ihren Unterarmen an den ersehnten Hals zu werfen.

Was Ovid zugleich einfühlsam und analysierend beschreibt, ist die Ursachenkette eines Verhängnisses – eines tragischen, weil von Keinem gewollten Missverständnisses. Aus einer falschen, illusorischen Sehnsucht heraus, aus innerer Not und Seelenqual, setzt Echo alles aufs Spiel, ihre ganze Existenz. Und doch sind es, wie Ovid betont, nur ihre eigenen Worte (*verbis suis*), denen sie vertraut – eben dem, was sie hören wollte.

Schon in dem emphatischen, beschwingten Auftakt – *nullique libentius* – und in dem Partizip Futur *responsura* („antworten wollend“) können sie als Leser nachempfinden, wie es sie mit aller Macht und aller Verzweiflung zu Narcissus hinzieht.

Apropos: Im Lateinischen drückt das Partizip Futur etwas unmittelbar Drängendes aus. Beim berühmten Gruß der in die Arena einmarschierenden Gladiatoren an den Kaiser – „Ave Caesar, morituri te salutant!“ – wird das Partizip Futur *morituri* meist zu schwach übersetzt mit „die Todgeweihten“. Eigentlich drückt es aus: „Wir, die wir bereit sind, gleich zu sterben,“ grüßen dich. Hier im Text ist das *responsura sono* ein auktorialer, objektiver Hinweis des Erzählers Ovid. Wir erfahren: Echo wollte auf den Laut hin unmittelbar antworten. Aber Ovid versteckt darin zugleich eine Lautmalerei, eine Nachahmung eines zischenden oder säuselnden „sssss“ (*responsura sono*). Der Leser erfasst dadurch unterschwellig, wie Echo – in ihrem Drang, sich Narcissus mitzuteilen und trotz ihrer Behinderung – fast qualvoll von alleine zu sprechen versucht, aber nur einen zischenden Laut hervorbringt! ... Sprachliche Beschränkung ist immer auch seelische Beschränkung; das wird hier ganz deutlich!

Doch indem sie Narcissus mit ihren Unterarmen (*brachia* statt *lacertos*) regelrecht umschlingt, sich ihm – sozusagen mit „brachialer“ Gewalt – an den Hals wirft („in-icere“, von *iacere*, werfen), löst sie wiederum bei ihm ein unbewusstes Trauma aus.

Alles entscheidend ist nun, wie Narcissus auf die „Um-armung“, die „Zu-wendung“ und gefühlte „Zu-dringlichkeit“ der Nymphe reagiert. Noch tragischer als ihr verbales und emotionales „Missverstehen“ ist seine Reaktion; sie erfolgt spontan – und gerade deshalb aus seinem innersten Wesen heraus und in gewisser Weise zwangsläufig:

Ille fugit fugiensque „Manus complexibus aufer!

Ante“, ait, „emoriar, quam sit tibi copia nostri!“

Jener flieht und im Fliehen spricht er: „Nimm deine Hände von den Umarmungen weg!

Eher will ich sterben, als dass dir die Fülle meiner Selbst zuteil wird!“

Instinktiv – die Doppelung *fugit fugiensque* macht dies deutlich – flieht er vor der Umarmung, die er als Überwältigung empfindet. Sie hören bereits an seinen Worten, wie harsch und hart er reagiert und wie heftig er die Nymphe zurückstößt.

Einer Selbstverfluchung, die sich später denn auch erfüllen wird, kommt es gleich, wenn er hinzufügt: „Eher will ich sterben – *e-moriar* (wörtlich: „ent-sterben“, „ver-gehen“) –, als dass dir die „Fülle meiner selbst (*copia nostri* im Pluralis Majestatis) zuteil wird!“ Ein rätselhaftes Wort, das der Deutung bedarf. Dazu hilft die Überlegung: Was ist eigentlich Liebe? Liebe bedeutet Teilen, Mitteilen, sich im anderen Wiederfinden, ihm als Teil seiner Selbst die eigene Seele zu öffnen. Zu all dem ist ein Narcissus wesenhaft unfähig, weil er fürchtet, sich selbst durch Hingabe zu verlieren. Also ist er verdammt dazu, sich nach außen hin ständig produzieren zu müssen (Denken Sie an Donald Trump). Genau darin liegt die Tragik einer narzisstischen Existenzform.

Und so ergibt sich aus dem Zusammentreffen zweier Traumata der tragische Tod von beiden, jeweils als „Ver-wesung“ im wahrsten Sinne des Wortes, eben als Verlust des eigenen „Wesens“ (wieder ein Lehnwort zu lat. *essentia*: Seinsart): Echo zieht sich in die Einsamkeit einer Höhle auf schroffen Berggipfeln zurück und vertrocknet dort regelrecht und versteinert; Narcissus dagegen begegnet im Spiegelbild eines Teiches dem Abbild seiner selbst und vergeht in unstillbarer Sehnsucht – aus der Qual heraus, die Distanz zu sich selbst nicht überwinden zu können. Als „Mahn-mal“ (lat. *monu-mentum*) seiner Wesenheit und Gewesenheit entsteht an seiner Stelle die Narzisse, die am Rande von Teichen wächst und sich mit ihrem vornübergebeugten Blütenkopf im Wasser zu spiegeln scheint.

Was lernt man aus einer solchen, tiefenpsychologisch symbolisierten Erzählung? ... Die tieferen Antriebe menschlichen Verhaltens zu verstehen, sensibler auf Untertöne zu hören und angemessener auf Beziehungssituationen zu reagieren. Man nennt dies „emotionale Intelligenz“. Wie wichtig diese für eine Gesellschaft ist, zeigt sich immer dort, wo sie fehlt, wo sie durch Ideologie ersetzt und verdrängt wird, wo die fehlende Selbstreflexion Gewalt und Rücksichtslosigkeit zur Folge hat, seelische und körperliche Verletzungen.

Darin liegt die eigentliche „humanistische“ – d. h.: auf den Menschen, homo, bezogene – Bildung. Sie ist zweckfrei, führt gar nicht direkt auf ein Ziel hin – im Gegensatz zur „Ausbildung“ –, aber sie hilft uns, uns selbst zu finden und Lebensziele, Werte, Güter zu bestimmen, uns vor allem mit den Tiefen und Untiefen unserer eigenen Seele auseinanderzusetzen. Der Verlust einer solchen Bildung durch rein zweckhaftes, in seinem geistigen Horizont beschränktes pädagogisches Denken ist nach meinem Empfinden eine Tragik des momentanen Bildungssystems.

Die Antike ist keinesfalls überholt, ihre Sprache ist nicht tot ... und ihre Literatur erst recht nicht. Sie ist bleibend aktuell und wird ihre Bedeutung für die Menschheit wohl niemals verlieren. Wenn ich eher sarkastisch den Slogan „Romam magnam reficite!“, „Make Rome great again!“, als Titel meines Vortrages gewählt habe, so natürlich nicht im Sinne der Zustimmung zu Trumps egomanischem und narzisstischem Programm, sondern um im Gegenteil darüber nachzudenken, was wahre Größe, wahre Männlichkeit, wahre Menschlichkeit eigentlich bedeuten.

Es ist eine der vordringlichsten Aufgaben der Erziehung, jungen Menschen einen Begriff von menschlicher „Größe“ zu vermitteln – eine Zielvorstellung der eigenen Entwicklung, die nicht in äußere Gewalt und Unterdrückung sich auswirkt, sondern die – mit der stoischen Philosophie zu sprechen – eher in *magnanimitas*, see-lischer Größe, und – mit Cicero – eher in *humanitas*, Bildung und Menschlichkeit, besteht.

„Make Rome great again!“ heißt für mich: Stärkt die Auseinandersetzung mit Sprache und Literatur, stärkt speziell auch den lateinischen Lektüreunterricht. Er ist ein echtes Bildungsangebot – nämlich ein humanes, auf Sinn ausgerichtetes, kein bloß funktionelles, zweckorientiertes!

Gratias vobis omnibus imo ex corde ago!